

„Es ist kurz gesagt. Die Natur macht keine Sprünge, heißt ein alter Spruch. Auch der Mensch soll keine machen wollen.“

Der Wanderer sagte:

„Erlaubt, daß ich Einspruch erhebe: Die Natur macht manchmal Sprünge, denn es gibt plötzliche Ausbrüche und Verwandlungen. Doch die Natur darf sich erlauben, was wir uns nicht erlauben dürfen. Wir können keine Stufe willentlich überspringen; wo wir es tun, da gibt es Brüche.“

Vater Berndt sagte:

„Wenn nun also im Menschen etwas steckt, das, wie der Wanderer sagt, außerhalb von Raum und Zeit ist, warum mühen wir uns dann hier so ab um alle diese kleinen Dinge?“

Der Wanderer sagte:

„Die Erde ist das Kampffeld, und wo anders können wir wirken als hier? Es ist

uns keine andere Möglichkeit gegeben. Jeder steht an seinem Platz oder hat sich um den ihm gemäßen Platz zu bemühen. Sein Inneres sagt ihm, was er zu tun hat, und indem er es tut, erfühlt er die Verwandlung der äußeren und inneren Welt. Doch lassen wir heute das Fragen; es fände kein Ende und ich bin kein Prophet. Laßt uns dem Schloßherrn danken und auch den Sternen da oben, indem wir unser Glas leeren. Und dann laßt uns nach Hause gehen. Wer weiß, was die Träume uns schenken!“ Wir taten es, wie der Wanderer vorgeschlagen hatte; wir sahen in die Sterne und tranken den Wein. Danach gingen wir auseinander.

Ich sah von meinem Zimmer aus noch den Wanderer allein am Berg hinaufgehen, den kleinen Pfad, der auf die Höhe führte. Er mußte sein Quartier oben in der Jugendherberge haben. Die Nacht war sehr still; als ich im Bett lag, tönte der klagende Ruf der Waldohreule, und ich mußte an das Ungewisse denken, das vor uns stand: den Krieg. Doch war eine größere Kraft in mir als sonst. Was konnte denn dem Menschen geschehen, dessen Inneres im Gleichgewicht blieb? Wer kann dem, der



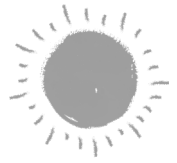


im Größeren ruht, etwas anhaben? Welches Schicksal kann das Bewußtsein erschüttern, daß man für ein Ewiges kämpft?

Es kamen nach diesem Abend Tage, da war der Himmel oft verhüllt und die Luft kühl und feucht. Es gab kein Treffen auf dem Altan. Regen rauschten über das Land, und wenn ich in die Ebene schaute von meinem Weg morgens und gegen Abend, so konnte ich manchmal nur Dunst sehen; manchmal aber, wenn die Wolken aufrissen, lag das fruchtbare und reiche Land in scharf gezeichneter Deutlichkeit mit satten, dunklen Farben unter mir ausgebreitet. Im Geiste sah ich dann, was ich schon so viel tausendmal gesehen hatte und liebte: die Dörfer mit ihren Gärten, wo die dunklen Kirschen im Laub glänzten und die Blumen an den Zäunen blühten, die Kaiserkrone und die weißen Madonnenlilien und die großen Glockenblumen, der Rittersporn und der Goldlack und die Rosen, die wie Kaskaden von Blutstropfen über die Lauben fielen. Einmal gegen Abend, als ich auf dem Heimweg war, schoben sich blaue Wolkenballen auseinander, und von der Wendung meines Pfades bei der Lindenburg

konnte ich das Land im Goldglanz der schon abendlichen Sonne sehen, und an einer Stelle gleißte das Band des Stromes auf, als wäre es pures Gold. Da faßte mich einmal wieder die unbändige Liebe zu dieser meiner Heimat und zu diesem Strom, der so groß und feierlich dahinzog. Und ich mußte der Worte des unbekanntes Wanderers gedenken, da er gesagt hatte, daß die Schönheit durch den Menschen in die Welt gekommen war. Es kam mich die Lust an, noch einmal wie in jungen Jahren durch das Land zu radeln oder zu wandern und seinen Reichtum, alles andere vergessend, zu genießen, aber es ging nicht an, denn meine Arbeit aus der Warte hielt mich fest. Ich wußte ja längst, daß es das Kleine und Einzelne ist, wodurch das Große wird, und daß es meine Aufgabe war, dieses Kleine zu tun, da, wo mein Beruf mich hingestellt hatte. Ich wußte, daß diese Tabellen über die vielen einzelnen Versuche einem weiten Zwecke der Forschung nützlich sein konnten, und daß sie um die Rätsel kreisten, die dem Menschen unserer Zeit aufgegeben waren. So ließ ich es abends, wenn es nicht gerade heftig regnete, bei kleinen Gängen bewenden, die mich vom gewohnten und nächsten Pfade





auf Umwegen zum Schlosse Vater Berndts führten. Ich besuchte den alten Kilian, der mir den Brief seines Enkels zu lesen gab; er war bei den Soldaten und schrieb in ungelenker Schrift, daß es ihm gut gefalle, wenn auch der Dienst streng sei. Auch den Maler besuchte ich in seinem Kotten, und er zeigte mir, was er trieb und wie er die Welt zu fassen suchte. Mit seinen wirren dunklen Haaren saß er vor mir und seine Augen leuchteten. Er sagte:

„Ich möchte diesen Strauß gerne noch fertigmalen, denn wer weiß, was kommt, und ich kann dann vielleicht lange nicht mehr malen.“

Er malte nun schon lange an diesem Glas mit den Blumen, und ich gewann ihn lieb um seiner Geduld und Stille willen. Er lebte von wenig Geld, denn seine Arbeit brachte ihm noch fast nichts ein; aus Brot, Obst, Milch und Honig bestanden seine Mahlzeiten. Er sprach wenig und nur sehr langsam schloß er sich mir auf, denn er fürchtete die Neugier und das plumpe Geschwätz. Aber als ich ihm näherkam, wurde ich die zitternde

Versenkung gewahr, in der er lebte, so daß er mich an einen Mönch erinnerte. Dazu paßte es gut, daß ich eines Tages bei ihm einen Zettel mit Reißnägeln an die Wand geheftet fand, darauf die Worte standen: Beata solitudo, sola beatitudo! O glückselige Einsamkeit, einzige Glückseligkeit! Denn diesen Spruch hatte einst ein Mönch an seine Zelle geschrieben.

Er hatte noch eine stille Leidenschaft, das war die Orgel. Als Sohn eines Lehrers war er auf dem Lande aufgewachsen und hatte vom Vater als Knabe das Orgelspiel gelernt und, wo er war, gepflegt. Auch hier hatte er vom Pfarrer die Erlaubnis, zu gewissen Stunden in der Kapelle die Orgel zu spielen.

Wir sprachen oft von den Blumen, die er malte, und ich sah seinen ausdrucksvollen Fingern zu, die eine Blume halten und auf ihre Besonderheiten deuten konnten, wie es nur aus großer innerer Zartheit geschieht. Er hatte gründliche Kenntnisse in der Botanik und er wußte mit einer halblauten, angenehmen Stimme von seinen Wanderungen zu erzählen, die ihn in die Alpen und bis nach dem Balkan

